

Walter Kaufmann

Im Schloss zu Mecklenburg und anderswo

Impressum

Walter Kaufmann

Im Schloss zu Mecklenburg und anderswo

Storys von gestern und heute

ISBN 978-3-86394-573-2 (E-Book)

Das Buch erschien erstmals 1997 in der edition reihe im Dietz Verlag Berlin.

Gestaltung des Titelbildes: Ernst Franta

Foto: Barbara Meffert

© 2013 EDITION digital®

Pekrul & Sohn GbR

Godern

Alte Dorfstraße 2 b

19065 Pinnow

Tel.: 03860 505788

E-Mail: verlag@edition-digital.com

Internet: <http://www.ddrautoren.de>

Am Hafentor

Sydney, Australien

Mai 1952

In verdreckten Jeans, das Gesicht bis zum Mützenrand rußig vom Kohlenstaub, war ich kurz von Bord und die paar Schritte den Kai entlang bis zum Kiosk am Hafentor gelaufen.

»Postkarten, ja sicher«, bestätigte die junge Verkäuferin, »und auch Briefmarken in kleinen Mengen.«

»Eine reicht«, versicherte ich ihr. »Bloß ein Lebenszeichen nach Melbourne.«

Das hatte ich ihretwegen gesagt, und sie merkte es. Sie lächelte. Damit ich die Postkarten nicht mit rußigen Händen anfasste, blätterte sie eine Auswahl vor mir auf. Sie musterte mich verstohlen, als ich die Picasso-Karte wählte - Femme à la Chemise, eine schlanke Frau mit hochgestecktem Haar und sinnlichem Mund.

»Sieh an!«, rief sie.

Tatsächlich - die Frau im Kiosk ähnelte dem Picasso-Modell.

»Das ist vor Ihnen noch keinem aufgefallen - einem Seemann schon gar nicht.«

»Seemann ...« Ich zuckte die Schultern. »Nicht weit her damit. Dies ist meine erste Reise.«

»Sieh an!«

Sie steckte die Karte und die Briefmarke in einen Umschlag und schob ihn zwischen die Zeitung, die ich noch wollte. Gleichzeitig wandte sie sich einem anderen Kunden zu, scherzte mit ihm, bediente ihn, kassierte - meine Zeitung behielt sie unterm Arm.

»Nie in Sydney gewesen?«, fragte sie, als der Mann weg war.

Es klang freundlich wie ein Lachen. Ich fragte sie nach ihrem Namen.

»Warum wollen Sie den wissen?«

»Weil Sie mir gefallen.«

Sie lachte wieder. »Sie trauen sich was«, sagte sie.

»Zugegeben«, sagte ich und sah an mir herunter. »Wenn aus dem Kohlentrimmer wieder ein Mensch geworden ist, würden Sie dem ein Stück von Sydney zeigen?«

Sie reichte mir die Zeitung.

»Ein Kohlentrimmer und Picasso - das macht neugierig.«

Noch einmal fragte ich nach ihrem Namen, und es entmutigte mich nicht, dass sie stumm blieb - ich würde ihn schon noch erfahren.

Ich lächelte sie an, und sie lächelte zurück.

»Wenn ich wieder ein Mensch bin.«

»Um fünf«, sagte sie, »schließ ich hier ab.«

Requiem

Krakau, Polen

August 1955

Eine milde Sonne tauchte die Stadt ringsum, den Dom, die Burg in ein goldenes Licht und mir war, als hörte ich das Echo jener anmutigen Melodie. Ich sah mich Margoscha durch die Gassen der Altstadt bis hin zur Katharinenkirche begleiten und vernahm wieder die Orgelklänge, die aus der Kirche drangen, die schwellen an, als wir eintraten und uns auf einer Bank im Kirchenschiff niederließen - Bachsche Fugen, wie ich sie ergreifender nie gehört hatte. Doch noch ehe Margoschas Bruder zu spielen aufgehört hatte, drängte sie zum Aufbruch, sie wollte ihm jetzt nicht begegnen, ihm keine Erklärungen über uns beide geben müssen, wollte nur, dass ich ihn an der Orgel erlebte, so wie ich sie später auf dem Platz unterm Rathausturm erleben sollte, tanzend zu der Melodie, deren Echo ich wieder zu hören glaubte.

Lange noch nach dem Konzert, bis spät in die Nacht waren wir am Ufer der Wisla gegangen, über uns der sternklare Himmel und ein Mond, der sich im Fluss spiegelte. Erfüllt noch von dem Fest mit seinen Tänzen und Chören, brauchten wir keine Worte, um uns mitzuteilen, in der Berührung teilten wir uns mit, und als ich sie an mich zog, ihre Stirn, ihre Augen, ihren Mund küsste, durchdrang uns mit dem Glücksgefühl zugleich auch die Ahnung der unvermeidlichen Trennung.

»Ich komme mit dir«, hatte sie am Morgen gesagt, und obwohl sie es auf Polnisch sagte, hatte ich sie verstanden. Ich schüttelte den Kopf. Es war eine Reise, die ich allein tun musste, ganz auf mich gestellt, und in Gedanken an die ermordete Mutter, den ermordeten Vater.

»Ich komme mit dir.«

»Nein, Margoscha.«

Ich löste mich von ihr, kleidete mich an, verließ lautlos die Dachkammer und trat aus dem Haus am Fuß der Hügel auf die Straße. Doch schon auf dem Weg zu dem Platz, von wo der Bus nach Auschwitz fuhr, schien es mir, als ginge sie an meiner Seite. In dieser Nacht, unserer Nacht nach dem Fest, hatte sie durchlebt, was mir bevorstand - das ahnte ich nicht bloß, ich wusste es. Ich hatte ihr die Tränen von den Augen geküsst und sie, als könne sie nur so meine Vorahnungen lindern, hatte sich mir leidenschaftlich hingegeben. In der Vereinigung waren wir wesensverwandt wie Geschwister und zugleich auch innig Liebende gewesen.

»Diesen Weg will ich mit dir gehen.«

»Danke, Margoscha. Aber es geht nicht.«

Und doch war sie dabei, als ich die Rampe entlang und später durch den Torbogen des Lagers und über den Appellplatz ging, bis hin zu der Stätte des Todes.

Russisches Tagebuch

Stalingrad, Sowjetunion

September 1955

In der Dämmerung verwischen sich die Konturen, werden jene tristen Mietshäuser mit ihren Fensterhöhlen, zerschossenen Mauern und klaffenden Dächern zu einer gespenstischen Kulisse. Bald liegen die Straßen leer. Dort, wo noch vereinzelt Lichter brannten, gehen die letzten aus. Hin und wieder wird Hundebeilen laut, findet ein Echo zwischen den Häuserzeilen. Von der Wolga her walt jetzt Nebel über das Stück Landschaft, das ich vom Hotelfenster überblicken konnte. Ich schalte die Schreibtischlampe an und führe Tagebuch wie allabendlich um diese Zeit: Da quält sich eine Frau auf Beinstümpfen über den holprigen Platz; tanzt anmutig ein Mädchen vor den drei Spiegeln eines Friseurladens, und es ist, als flögen die Zöpfe von drei Tänzerinnen; mitten in der Bahnhofshalle brechen zwei junge Frauen Bücherkisten auf, scharen sich Lesehungrige um die Werke von Simonow, Grossman, Dreiser, und bald schon sind die Kisten leergekauft; die Stiefelschritte von zwei bärtigen Nachtwächtern verhallen, noch ehe die Lichter ihrer Laternen im Dunkel der Stadt untergehen.

Ich schreibe von einem Treffen mit Komsomolzen und wie in meiner Antwort auf die Begrüßung der Name Stalin brausenden Applaus auslöste und ich innehielt, bis die Begeisterung sich legte: Stalin, Stalin! Und natürlich beschreibe ich die junge Bauarbeiterin in einer Laienspielgruppe, die von den Schwierigkeiten beim Durchsetzen einer Satire gegen die örtliche Bürokratie erzählte. Der Koloss hieß das Stück, und es passte dem Dolmetscher gar nicht, dass ich mir notierte, wer in Stalingrad damit gemeint war. Folglich fragte ich mich auch nicht, warum der einäugige Alte, den ich später in einem Lagerschuppen ansprach, den Dolmetscher bei meiner Bitte um eine Wiederbegegnung verunsichert anblickte.

Als wir, das war noch am gleichen Abend, zur verabredeten Zeit am Rande der Stadt anlangten, kam uns der Alte aus seinem Lehmhäuschen entgegen und bat uns nach drinnen. Der Tee war schon bereitet, der Samowar summt leise. Eine Ölfunzel warf spärliches Licht auf Schrank, Stuhl, Tisch und das an den Tisch gerückte, für uns zur Bank hergerichtete Bett aus Brettern, auf denen Strohmatten lagen. An den gekalkten Wänden markierten sich die helleren Flecken abgehängter Bilder.

»Wir waren eine große Familie«, sagte er und zählte die Schwestern und Brüder auf, die Schwager, die Schwägerinnen und sämtliche Kinder. »Und keiner kam davon, als die Faschisten unser Dorf niederbrannten - alle kamen sie um.«

Da wagte ich erst nach langem Schweigen nach der Frau zu fragen, deren gerahmtes Foto auf dem Fenstersims stand. Er hielt die Ölfunzel vor das Bild.

»Das ist meine Tochter mit den Enkelkindern«, sagte er, »und seit sie im Krieg verschickt wurden, fehlt jede Spur von ihnen. Ich weiß nicht einmal, ob die Tochter je erfahren hat, dass ihr Mann nur ein paar Straßen von hier in den Kämpfen gefallen ist und auch meine Ludmilla, ihre Mutter, nicht mehr lebt. Wo die Tochter bloß ist, wohin es sie und die Kinder

nur verschlagen hat?«

Er senkte den Kopf und sah mich nicht mehr an, dann aber griff er nach der Wodkaflasche auf dem Tisch und goss drei Gläser voll.

»Trinken wir auf das Leben«, sagte er, »trotz allem auf das Leben!«

Weil ich, als Deutscher, nicht mit den Mördern in Verbindung gebracht werden wollte, die dem Alten so viel Leid zugefügt hatten, sprach ich vom Tod meiner Eltern in Auschwitz.

Er blickte mich an und nickte. »Ja, ja«, sagte er. »Bitter. Das Los der Juden ist bitter.«

Die Worte des Barden

Obory, Polen

Oktober 1955

Die Blätter der Bäume im Park von Obory leuchteten bunt in der Sonne, und auf der Erde trieb das Laub im Wind. Sanft rauschten die Bäume. Als der Wind sich legte, war die Stille, die folgte, wie die Stille in mir selbst. Jeglicher Gedanke an Arbeit war mir vergangen, nachdem ich den Brief aus Sydney gelesen hatte, dieses Geständnis von Ruth. Bis ich mich endlich zu einer Antwort auffrahte, hatte ich mich dazu durchgerungen, ihr den Weg zu dem anderen nicht zu versperren. Wir würden uns trennen. Und doch schrieb ich am Ende, dass ich sie liebe und immer lieben würde.

Ich brauchte sie. In ihrer Liebe hatte ich Halt und Geborgenheit gefunden, die Lust zur Arbeit, zum Schreiben und zum Lesen, die Lust auf Abenteuer und ja, auf Frauen auch. Wenn ich sie nun verlor, das spürte ich, würde ich auch die Lust auf Arbeit verlieren, aufs Schreiben, aufs Fabulieren, die Kraft bei Begegnungen rund um die Welt. Schon jetzt kam ich mir verlassen vor, plötzlich wollte ich den Abstecher nach Krakau aufgeben, auf ein Wiedersehen mit Margoscha verzichten, jene Sommernacht mit ihr nicht wiederholen.

Ich faltete den Brief an Ruth zusammen, schob ihn in einen Umschlag, schrieb die Anschrift und machte mich auf den Weg zur Dorfpost. Die Frau hinterm Schalter warf den Brief auf die Waage, frankierte und stempelte ihn. Dabei bemerkte sie den Absender. Ob ich der sei? Ich nickte. Da sagte sie etwas, dem ich das Wort Pass entnahm. Ich wies mich aus, und sie händigte mir ein Telegramm aus. Ich riss es auf. Sofort sah ich, dass es in Sydney aufgegeben und bei der Reise ins ferne Polen arg verstümmelt worden war. Es dauerte, bis ich, was da geschrieben stand, als ein Shakespeare-Zitat erkannt hatte:

Love is not love which alters when it alteration finds. Ruth.

Liebe ist nicht Liebe, die, wenn sie Veränderung vorfindet, ihre Farbe wechselt.

Die Frau hinterm Schalter musterte mich. Ich zeigte keine Regung. Aber die Stille in mir, die innere Lähmung war nicht mehr.

Ich lebte wieder.

Und noch am gleichen Tag reiste ich zu Margoscha nach Krakau.

Auf dem Prüfstand

MS Freundschaft, Atlantik

Mai 1959

Verglichen mit der Reise, für die ich in diesem Frühling angemustert hatte, waren meine Reisen zwischen Sydney und den Fidschi Inseln kaum mehr als Abstecher gewesen: Vor Jahreswechsel würden wir nicht wieder in Rostock einlaufen. Eine argentinische Weihnacht stand uns bevor und ein brasilianisches Neujahr - was für mich sieben Monate im Schlund eines Maschinenraums bedeutete, in dem es stank und heiß war und laut, das Stampfen der Motoren übertönte jedes Wort, das nicht gebrüllt wurde.

In der Hoffnung auf Ausgleich in südamerikanischen Häfen, Buenos Aires, Montevideo, Rio de Janeiro, stellte ich mich auf die Überfahrt ein. Bewusst hatte ich meine australische Seefahrerei verschwiegen und mich nur dazu bekannt, auf Schiffen die Welt erleben zu wollen, also eher ein Seemann als ein Seemann zu sein. Folglich fand ich mich sehr bald auf dem Prüfstand. Es hatte mich unter Fahrensleute verschlagen, die sehr anders waren als jene raubeinigen Iren und Schotten und deren australische Nachfahren auf australischen Frachtern. Dies waren arbeitsame Ostdeutsche mit unverkennbarem Stolz auf ihr Schiff, welterfahrene Männer, die den Anfechtungen und Verlockungen von Hamburg, Bremen, Amsterdam und Antwerpen standhielten und von denen nicht zu vermuten war, dass sie die Flagge wechseln würden. Eher wäre das von mir zu erwarten gewesen - zu sehr schien mir Wolf Mattäus, ein blonder Hüne, der seine erste Reise als Zweiter Ingenieur fuhr, darauf bedacht zu sein, dass im Bereich seiner Verantwortung durch einen wie mich kein Schaden entstünde. Was hieß, dass er stets ein Auge auf mich hatte.

Selbst mit anpackend, jeden Griff erläuternd, spornte er mich an, so gewissenhaft wie er selbst zu werden und sogar eine Drecksarbeit wie das Säubern der Bilgen als unumgänglich hinzunehmen. Verglichen mit dieser Schinderei erwies sich das Pönen, das Anstreichen des Schornsteins, als ein Segen - Arbeit an Deck und in frischer Luft! Natürlich bemühte ich mich um Qualität, um den saubersten blauen, den saubersten roten Streifen auf gelben Grund. Aber ich schindete auch Zeit dabei. Was Wolf Mattäus nicht entging.

»Kein Schonplatz da oben«, ließ er mich wissen und legte fest, wann spätestens die Arbeit fertig sein müsse - weit eher als ich eingeplant hatte. So kam es, dass ich sehr bald meiner Wut Luft machte und durch den Schornstein Flüche in den Maschinenraum brüllte. Das brachte Wolf Mattäus auf den Plan. Die Hände in die Hüften gestemmt, stand er plötzlich auf dem Peildeck und blickte hoch zum Schornstein, wo ich auf der Stellage mit meinen Farbtöpfen werkelte.

»Nun«, fragte er, »was macht das Meisterwerk?«

Er tat, als hätte er meine Flüche nicht gehört, zeigte sich gelassen und schlug dann ein paar Worte unter vier Augen im Kabelgatt vor, wo ich ja ohnehin die Pinsel und Farbtöpfe verstauen müsse. Mir schwante nichts Gutes.

»Mag sein, Sie sind nicht auf die Heuer angewiesen«, begann er, als wir uns im Kabelgatt gegenüberstanden. »Da sind Sie besser dran als wir anderen. Finden Sie das gut?«

Ich schwieg.

»Eben noch laut und plötzlich stumm - wie kommt's?«

Noch immer schwieg ich.

»Also gut«, sagte er, »In Zukunft bremsen Sie sich und brüllen nicht vor aller Ohren los. Das geht nirgends. Und auf Schiffen schon gar nicht. Ist das klar?«

Ich nickte.

»Dann haben wir uns ja verstanden.«

Er zeigte ein kaum merkliches Lächeln und reichte mir die Hand. Das nahm mich für ihn ein. Ich packte zu, und nie vergesse ich ihm, dass er bis zum Ende der Reise seinen Rang kein zweites Mal herauskehrte, er schlicht Wolf Mattäus blieb - ein Mann unter Männern.

Der Sieger

Squaw Valley, USA

Februar 1960

Er hatte für die Pracht von Squaw Valley, dem Tal der Indianerfrau in Nevada, kein Auge - verständlicherweise, denn morgen fiel für ihn, den Skispringer der ostdeutschen Elite, die Entscheidung, ging es für Helmut R. um die Medaillen. Schweigend liefen wir auf unseren Langlaufbrettern die Loipe am Ufer des Sees entlang. Der Wind trieb Schnee übers Eis, und die Kuppen der Berge vor uns leuchteten weiß im Blau des Himmels. Bald schon drängte er zur Rückkehr.

»Und dann her mit den Autoschlüsseln, dass ich auf andere Gedanken komme.«

Ich schwieg, und er deutete das richtig.

»Mir ist klar, dass ich nicht ans Steuer soll, noch nicht, bis morgen nicht. Dann aber hält mich keiner.«

»Danach kannst du meinetwegen mit dem Auto Bäume fallen«, ließ ich ihn wissen.

»Besten Dank!«

»Hast du umsonst.«

Obwohl ich erst kürzlich als Betreuer für einen aus Thüringen eingesprungen war, dem das amerikanische Einreisevisum verweigert worden war, hatte ich schon bald heraus, wie dieser dreizehn Jahre jüngere Mann und dreizehn Mal härtere Draufgänger aus Steinbach-Hallenberg zu nehmen war.

Nicht lange später trafen wir uns an dem Mietwagen, der dem Team zur Verfügung stand. Ich setzte mich hinters Lenkrad, und er, den Anordnungen folgend, nahm auf dem weniger gefährdeten Rücksitz Platz - unnötige Vorsicht, wie sich zeigte, denn die Straßen waren vom Schnee geräumt und kaum befahren. Die Reise durch die Berge verlief glatt, und schon am frühen Nachmittag gelangten wir nach Truckee, einem Nest, das uns wie die Kulisse eines Westerns vorkam. Unsere Schritte dröhnten auf den Holzplanken längs des Drugstores, des Friseurladens, des General Store, der Post bis hin zum Nevada Traveller, einer Kneipe, die zu dieser Stunde kaum besucht war. Im Halbdunkel am Ende der langen Bar hörten wir einen alten Mann nach Whiskey rufen und dabei sein Glas auf die Theke schlagen. Seinen breitkrepfigen Hut trug er im Nacken, dass er sehen konnte, was rings um ihn vorging. Wir setzten uns in seine Nähe.

»G'day, strangers«, sagte er, und als ich Helmut das übersetzte, lachte er und sagte:

»Morgen schon nicht mehr. Morgen bin ich selbst in diesem Kaff kein Fremder.«

Das erklärte ich dem Alten. Dem sagte das gar nichts, und als er Helmut beim Barmann *two glasses of milk* bestellen hörte, schüttelte er sich, verzog das Gesicht und lachte heiser. Auch der Barmann wirkte befremdet, ging dann aber, und nicht lange später standen zwei hohe Gläser Milch vor uns auf der Theke.

»Wohl bekomm's«, sagte er.

Den Alten grauste es noch immer, und als ich ihm den Grund für die Milch zu erklären versuchte, hörte er skeptisch zu und meinte dann, das wäre nichts für ihn - Milch ruiniere ihm den Magen und sei mit seinem Glauben unvereinbar.

Der Sinn von all dem war Helmut nicht entgangen.

»Hör zu«, mischte er sich in gebrochenem Englisch ein. »Ihr Glaube in Ehren - das können Sie halten, wie's Ihnen passt. Eins aber dürfen Sie sich merken: Mit oder ohne Milch, morgen gewinnt nur einer. Und das bin ich!«

Die Eine und die Andere

Szczecin, Polen

Juni 1960

In der Nacht vor dem Auslaufen feierten wir in der Baltic Bar Abschied, das schuldeten wir den Frauen, die uns dort die Zeit vertrieben hatten. Es waren Stunden voller Krach und Wonne, und es gehörte dazu, dass sich hin und wieder einer von uns absetzte und später wieder kam. Die begehrteste der Frauen hieß Stacha, eine langbeinige dunkle Schöne mit prallen Brüsten, die immer ganz in Rot auftrat, Pullover, Rock, Schuhe, was zu ihrem lachenden roten Mund und den feurigen Augen passte.

An diesem Abend tanzte sie nur mit Karl, unserem großen blonden Steuermann, und als die beiden gegen Mitternacht die Bar verließen, war besiegelt, was sich zu Beginn der Hafentiegezeit angebahnt hatte. Die Art, wie sie innig miteinander getanzt hatten, Stacha in den Pausen ganz selbstverständlich zu ihrem Schnaps aus seinem Glas Bier trank, er auch immer für sie eine Zigarette anbrannte, hatte uns deutlich gemacht, da war Liebe im Spiel.

Den Namen Stacha habe ich mir gemerkt - wie aber das Mädchen hieß, das ich in den ersten grauen Stunden des Morgens nach Hause brachte, will mir nicht einfallen. Sie war ein scheues Wesen um die achtzehn, mit blasser Haut und hellem Haar, das im trüben Licht der Baltic Bar irgendwie grau wirkte. Wie es sie dorthin verschlagen hatte, erfuhr ich nicht, dass sie aber bei aller Lieblichkeit, die ihr auf den zweiten Blick nicht abzusprechen war, gegen eine wie Stacha nicht bestehen konnte, war augenscheinlich. Zu zögerlich bot sie sich an.

Aus dem Mansardenfenster des Mietshauses, wo sie wohnte, ging der Blick auf ein Hafenbecken, Frachter und Kräne, auch unseren Frachter erkannte ich von dort, und als ich mich umwandte, sie zum Fenster rief, um ihr das Schiff zu zeigen, saß sie schon auf dem Bettrand. So schnell und lautlos war sie aus ihren Kleidern geschlüpft, dass ich es nicht bemerkt hatte.

Abwartend blieb sie dort sitzen. Ich ging zu ihr hin, und unser Zusammensein war nicht von Lust getragen, es hätte auch nicht zu geschehen brauchen. Vorwiegend deswegen, und weil noch ungeklärt war, was ich ihr an Geld zu geben hatte, verspürte ich ein Schuldgefühl. Leise fragte ich sie danach. Sie blieb stumm.

«Sag mir, was du haben willst«, bat ich noch einmal.

Sie senkte den Blick und sagte: »Was du für mich übrig hast.«

Wandlungen

MS Freundschaft, Atlantik

Juli 1960

Allein schon bei der Erwähnung der Häfen, die wir in Südamerika anlaufen würden, kamen Lutz Waren Vorahnungen.

»Stettin geht ja an, Amsterdam auch - aber Buenos Aires, Montevideo, Rio de Janeiro. Wie komme ich da zurecht. Da versteht mich ja keiner!«

Er war knapp achtzehn, ein schwächliches Kerlchen mit rötlichem Haar und einem Gesicht voller Sommersprossen, und gerade weil er spürte, dass er sich bei dieser seiner ersten Reise zu bewähren hatte, ging ihm viel daneben. Zum allgemeinen Gaudium lief er eine Stunde nach dem Auslaufen zum Zweiten Offizier und fragte nach der Postboje, die man ihm eingeredet hatte. Kaum war er zum Pönen des Schornsteins eingeteilt, stürzte ihm der volle Farbtopf von der Staffelage in den Kesselraum. Nicht bloß einmal goss er Spülicht in den Fahrtwind, dass ihm der Abfall ins Gesicht klatschte. Was Wunder, dass ihm die Mannschaft bei der Äquatortaufe zusetzte: Lutz Waren erschrak vor dem eigenen Spiegelbild - geschorener Kopf, auf die Brust rasiertes Kreuz, mit einer Tinktur derart blau gefärbter Hals, dass der trotz allen Schrubbens bis zum Einlaufen in Buenos Aires die natürliche Farbe nicht wiedererlangt hatte.

»Wie ich aussehe! Ich traue mich nicht an Land.«

Die Mannschaft beruhigte ihn: »Halb so schlimm, Lutz - unterm Hemd sieht's aus wie 'n Schal.«

Aber auch an Land hatte er wenig Glück, weder bei den Frauen noch beim großen Grill im Hof der Kneipe, wo er sich am offenen Feuer die Schuhsohlen so versengte, dass er barfuß an Bord kam. Er verirrte sich in allen Häfen, und nur, weil er der Mannschaft allmählich leid tat und man sich jedes Mal auf die Suche nach ihm machte, ging er nicht verloren. Bis wir jedoch in Rio anlegten, war sein Haar nachgewachsen, das Kreuz auf der Brust kaum noch sichtbar und sein Hals nicht mehr blau - Lutz Waren hatte sich eingefügt, war endlich angenommen worden und gehörte zur Mannschaft.

»Geschafft. Endlich geschafft!«, versicherte er rundum.

Als ich Jahre später zu einer Buchlesung in die Wismarer Seefahrtsschule eingeladen wurde, entdeckte ich ihn unter den Zuhörern. Er stand kurz vor dem Offizierspatent und wirkte selbstsicher. Er strahlte mich an.

»Alle Achtung, Lutz!«

Und noch überzeugender als damals wiederholte er: »Geschafft. Endlich geschafft!«

Darum traf es mich hart, als ich zwei Jahre nach der Wende in der Ostseezeitung las: Mit dem Mut der Verzweiflung nahm sich am 14. Juli Lutz Waren aus Lütten Klein das Leben.

Tags zuvor war der Schiffsingenieur der Deutschen Seereederei im Zuge größeren Personalabbaus ohne Hoffnung auf Wiedereinstellung oder Neueinstellung entlassen worden.

Sehnsucht

Rio de Janeiro, Brasilien

August 1960

Im Fenster die farbenfrohen Bilder machten, dass ich verweilte und bald schon die Galerie betrat. Wohl durch mein Interesse ermutigt, bot mir der Besitzer an, ein paar Worte mit der Künstlerin zu wechseln. Warum nicht, dachte ich, und obwohl wir nur zögerlich ins Gespräch kamen, nahm sie sich die Zeit, mir etwas von dem Rio zu zeigen, das die Motive für ihre Bilder hergegeben hatte. Lange blieben wir am Palmenstrand von Leblon und sahen zu, wie die Brandung bizarre Muster auf den Strand warf und hoch über uns die von der sinkenden Sonne rot angeleuchteten Wolken über die Berge zogen. Mir war, als sähe ich durch die Malerin genauer, als betrachte ich die Welt mit ihrem Blick - und sicher berührte mich das eindringliche Betteln in den Augen der streunenden Kinder anders als zuvor, und dass sie weit älter als ihre Jahre wirkten, trotzig, feindlich und bis ins Innerste verwaist. Verwaist auch die jungen Huren, die sich feilboten, auch mir sich feilboten, obwohl ich in Begleitung war, und ich spürte, wie sie mich abschätzten, bald alle Hoffnung abtaten, bis nichts als Widerwillen blieb, der oft auch mit einem Anflug von Hass gepaart zu sein schien.

Viel genauer beobachtete ich jetzt die kleinen Handlungen am Rande, wie die schwarzen Händler ihre Kokosnüsse in der Hand wogen, ehe sie treffsicher mit der Machete die Schale durchschlugen und die Milch bis zum letzten Tropfen geschickt in Bechern auffingen. Die kunstvoll aus Tausenden von Steinchen gebildeten Muster auf den Gehwegen fielen mir auf, sie schienen zu leben, sich schlangenartig zu bewegen, und dass wieder und wieder im Weiß der schäumenden Brecher alle Farben des Regenbogens aufleuchteten. Hoch im Himmel zog ein Adlerpaar seine Kreise - und wie die Malerin den Adlern nachblickte, ließ mich eine unerfüllte Sehnsucht vermuten.

»Sie fragten, wie es zu der Ausstellung in Rio kam«, sagte sie leise. »Ich will es Ihnen gestehen - eines Mannes wegen, wegen dieses Teufels von einem Brasilianer habe ich in allen Zeitungen von Rio Inserate drucken lassen, schließlich sogar einen Boten mit einer Einladung zu ihm geschickt - doch ist er aufgetaucht?«

Das verlangte keine Antwort.

»Mir stand das Herz still, als ich vorhin in die Ausstellungsräume gebeten wurde - endlich, dachte ich, endlich, endlich! Und bin nur mit Ihnen gekommen, weil ich das Warten nach solcher Enttäuschung nicht länger ertragen hätte. Niemals, nie, das weiß ich jetzt, wird ihn seine Frau in meine Nähe lassen, nie wird er auch nur einen Blick in die Galerie werfen dürfen.«

Irgendwie wirkte sie befreiter: Sich ausgesprochen zu haben, schien ihr neuen Lebensmut zu geben, und später, auf der Fähre zur nahen Insel Paqueta, wohin es sie plötzlich drängte, fand sie frohe Worte für den Anblick des Lichtermeers von Rio und den Sternenhimmel über uns, zeigte sie sich überwältigt von dem allgegenwärtigen Jesus hoch auf dem Berg, der hell angestrahlt und im Dunkel der Nacht weithin sichtbar war. Sie fand, es sei ein Segen, das nicht allein erleben zu müssen, ihre Freude teilen zu dürfen.

Und doch blieb deutlich, dass sie im tiefsten Innern verstört war, noch immer wartete, noch immer hoffte - so brach ich dann den Abend vorzeitig ab und verließ sie, kaum dass die Fähre wieder in Rio angelegt hatte und ein Taxi für sie gefunden war. Und erst als die Flügeltüren der Florida Bar am Hafen hinter mir zuschlugen, ich eintauchte in den Krach und den Rauch, die den Raum erfüllten, und ich weit hinten bei der Theke einige meiner Schiffsgefährten ausmachte, hob sich meine Stimmung wieder, war mir, als sei ich endlich heimgekehrt in ein vertrauterer Rio.

Pro Patria

Havanna, Kuba

August 1961

Tags zuvor hatte mich ein junger Schwarzer naiv-offenherzig nach der Schule für Revolutionäre gefragt, die in Hafennähe zu finden sein sollte, und ich hatte nur bedauernd die Schultern zucken können - gab es so eine Einrichtung überhaupt, und wenn, warum fragte er gerade mich?

Als ich dann Henry O'Toole begegnete, dem jungen Grafiker, den ich von Sydney her kannte, erhielt ich Bescheid. Henry, der seit Langem schon auf Kuba lebte, war auf dieser Schule gewesen, und später im freiwilligen Einsatz mit Hacke und Spaten in der Sierra Maestra. Er sah erschreckend abgemagert aus, mit eingefallenen Wangen, tief liegenden Augen, die erst aufleuchteten, als er klarmachte, was ihn nach Kuba geführt hatte. Nicht nur, weil er sich sein einst so dichtes dunkles Haar hatte scheren lassen und kahlköpfig war wie ein Buddhist, wirkte er auf mich wie der Jünger einer Sekte. Und als ich ihn später in seinem Verschlag im Armenviertel erlebte, war mir klar, dass er seine täglichen Zeitungsillustrationen für Granma so selbstlos lieferte, wie er zuvor mit Hacke und Spaten geschuftet hatte. Es war nicht zu ergründen, wovon er eigentlich lebte. Für wen er lebte und wofür, lag auf der Hand - für Fidel und die Revolution.

Am Abend nach dem Abschied von Henry war ich im Tropicana an den Tisch eines Tabakhändlers und seiner dunkelhäutigen Frau geraten, die beide alles andere als Anhänger Fidels waren und sich deswegen unablässig mit ihrer schönen Tochter stritten - in Englisch, damit ich es auch mitbekam. Das Mädchen bot ihnen die Stirn und wirkte auf mich wie die jungen Milizionärinnen, die für Fidel Castro brannten. Schließlich tat sie ihre Eltern ab, und bis in die frühen Morgenstunden sah ich sie ausgelassen zu heißen Rhythmen tanzen - und dass dies der Morgen war, an dem sie mit einer Schar Studentinnen aufs Land fahren würde, um Bauern das Lesen und Schreiben zu lehren, erfuhr ich erst, als ich sie um ein Treffen bat und sie dafür keine Möglichkeit sah.

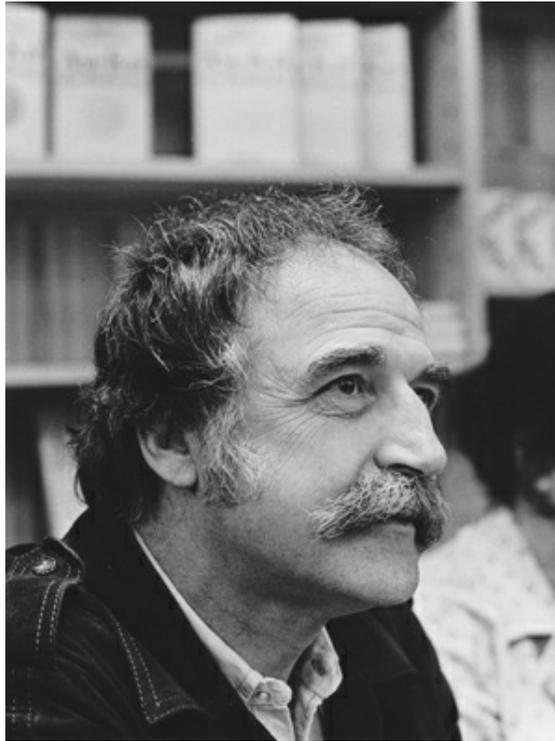
Es dämmerte längst, als ich mich enttäuscht natürlich, doch nicht ohne Verständnis für ihre Absage auf den Heimweg machte. Als mir bewusst wurde, dass ich die Richtung verfehlt hatte, hockte ich mich, müde in den Knochen und wütend über das eigene Versagen, zwischen ein paar Hafenarbeiter an eine Kaimauer. Die Männer, wohl ahnend, dass ich Seemann war und auf der Suche nach meinem Schiff, wiegten bedenklich die Köpfe - Guanabacoa, wonach ich sie gefragt hatte, war weit! Auch die Milizionäre in dem Jeep, der anhielt, wiegten die Köpfe. Dann aber lachten sie, ließen mich einsteigen und brausten los bis hin zu dem fernen Pier, wo mein Schiff lag. Dort umarmten sie mich, und als ich ihnen vom Fallreep her noch einmal zuwinkte, grüßten sie mit geballter Faust zurück.

Dann wendete der Jeep, dass die Reifen auf den Planken quietschten, und verschwand jenseits des Hafentors in Richtung Havanna.

*** Ende der Demo-Version, siehe auch

<http://www.ddrautoren.de/Kaufmann/Mecklenburg/mecklenburg.htm> ***

Walter Kaufmann



Walter Kaufmann (eigentlich Jizchak Schmeidler) wurde 1924 in Berlin als Sohn einer jüdischen Verkäuferin geboren und 1926 von einem jüdischen Anwaltsehepaar adoptiert. Er wuchs in Duisburg auf und besuchte dort das Gymnasium. Seine Adoptiveltern wurden nach der Reichskristallnacht verhaftet, kamen ins KZ Theresienstadt und wurden im KZ Auschwitz ermordet. Ihm gelang 1939 mit einem Kindertransport die Flucht über die Niederlande nach Großbritannien.

Dort wurde er interniert und 1940 mit dem Schiff nach Australien gebracht. Anfangs arbeitete er als Landarbeiter und Obstpflücker und diente als Freiwilliger vier Jahre in der Australischen Armee.

Nach 1945 verdiente er seinen Lebensunterhalt als Straßenfotograf, auf einer Werft, im Schlachthof und als Seemann der Handelsmarine. 1949 begann er seinen ersten Roman, der 1953 in Melbourne erschien.

1957 übersiedelte er in die DDR, behielt jedoch die australische Staatsbürgerschaft. Seit Ende der 1950er Jahre ist Walter Kaufmann freischaffender Schriftsteller. Ab 1955 gehörte er dem Deutschen Schriftstellerverband und ab 1975 der PEN-Zentrum der DDR, dessen Generalsekretär er von 1985 bis 1993 war. Er ist Mitglied des PEN-Zentrums Deutschland.

Walter Kaufmann war außerdem in mehreren DEFA-Filmen als Darsteller tätig, teilweise unter dem Pseudonym John Mercator.

Auszeichnungen

1959: Mary Gilmore Award

1961, 1964: Theodor-Fontane-Preis des Bezirkes Potsdam

1967: Heinrich-Mann-Preis

1993: Literaturpreis Ruhrgebiet

Bibliografie

Werke in englischer Sprache

Voices in the storm. Australian Book Society, Melbourne 1953.

The curse of Maralinga and other stories. Seven Seas Publishers, Berlin 1959.

American encounter. Seven Seas Publishers, Berlin 1966.

Beyond the green world of childhood. Seven Seas Publishers, Berlin 1972.

Werke in deutscher Sprache

Wohin der Mensch gehört. Verlag Neues Leben, Berlin 1957.

Der Fluch von Maralinga. Aus dem Englischen übersetzt von Johannes Schellenberger. Verlag Neues Leben, Berlin 1958.

Ruf der Inseln. Aus dem Englischen übersetzt von Hannelore Sanguinette und Elga Abramowitz. Verlag Volk und Welt, Berlin 1960.

Feuer am Suvastrand. Aus dem Englischen übersetzt von Hannelore Sanguinette, Bernd Hanisch und Elga Abramowitz. Aufbau-Verlag, Berlin 1961.

Kreuzwege. Verlag Neues Leben, Berlin 1961.

Die Erschaffung des Richard Hamilton. VEB Hinstorff Verlag, Rostock 1964.

Begegnung mit Amerika heute. Aus dem Englischen übersetzt von Helga Zimnik. VEB Hinstorff Verlag, Rostock 1965.

Unter australischer Sonne. Deutscher Militärverlag, Berlin 1965.

Hoffnung unter Glas. Aus dem Englischen übersetzt von Helga Zimnik. VEB Hinstorff Verlag, Rostock 1966.

Stefan – Mosaik einer Kindheit. Aus dem Englischen übersetzt von Helga Zimnik. Edition Holz im Kinderbuchverlag, Berlin 1966.

Unter dem wechselnden Mond. Aus dem Englischen übersetzt von Helga Zimnik. VEB Hinstorff Verlag, Rostock 1968.

Gerücht vom Ende der Welt. Aus dem Englischen übersetzt von Wilhelm Vietinghoff. VEB Hinstorff Verlag, Rostock 1969.

Unterwegs zu Angela. Aus dem Englischen übersetzt von Olga Fetter und Erich Fetter. Verlag der Nation, Berlin 1973.

Das verschwundene Hotel. Aus dem Englischen übersetzt von Olga Fetter und Erich Fetter. Verlag Junge Welt, Berlin 1973.

Am Kai der Hoffnung. Aus dem Englischen übersetzt von Elga Abramowitz u. a. Verlag der Nation, Berlin 1974.

Entführung in Manhattan. Aus dem Englischen übersetzt von Olga Fetter und Erich Fetter. Kinderbuchverlag, Berlin 1975.

Patrick. Verlag Junge Welt, Berlin 1977.

Stimmen im Sturm. Aus dem Englischen übersetzt. Verlag der Nation, Berlin 1977.

Wir lachen, weil wir weinen. F. A. Brockhaus Verlag, Leipzig 1977.

Irische Reise. Kinderbuchverlag, Berlin 1979.

Drei Reisen ins gelobte Land. Brockhaus, Leipzig 1980.

Kauf mir doch ein Krokodil. Edition Holz, Berlin 1982.

Flucht. Mitteldeutscher Verlag, Halle/Leipzig 1984.

Jenseits der Kindheit. Aus dem Englischen übersetzt von Helga Zimnik. Kinderbuchverlag, Berlin 1985.

Manhattan-Sinfonie. Aus dem Englischen übersetzt von Helga Zimnik und Wilhelm Vietinghoff. Militärverlag der DDR, Berlin 1987.

Tod in Fremantle. Mitteldeutscher Verlag, Halle/Leipzig 1987.

Die Zeit berühren. Berlin 1992.

Ein jegliches hat seine Zeit. Berlin 1994.

Im Schloss zu Mecklenburg und anderswo. Dietz Verlag, Berlin 1997.

Über eine Liebe in Deutschland. Dietz Verlag, Berlin 1998.

Gelebtes Leben. Dietz Verlag, Berlin 2000.

Amerika. BS Verlag, Rostock 2003.

Die Welt des Markus Epstein. ddp goldenbogen, Dresden 2004.

Im Fluss der Zeit. Ditrich Verlag, Berlin 2010.

E-Books von Walter Kaufmann

Stefan – Jenseits der Kindheit

Die mosaikartig zu einem Ganzen zusammengefügt achtundzwanzig kleinen Erzählungen dieses Buches sind im wahrsten Sinne des Wortes brillant geschrieben. Sie handeln von Erlebnissen aus Kindheit und Jugend des bekannten Autors. Alles, das Freudige und das Bittere, von dem hier erzählt wird, sieht der Leser mit Stefans Augen, den Augen eines Kindes, und hört er mit Stefans Ohren, den Ohren eines Kindes. In schlichter Weise erzählt Walter Kaufmann über jene Zeit wie über ganz gewöhnliche und sich in den Alltag einfügende Begebenheiten, wie über gar nichts Außergewöhnliches. Im Mittelpunkt der Handlungen steht Stefan, der Sohn eines jüdischen Rechtsanwaltes. Von Geschichte zu Geschichte wird Stefan älter, aber auch reifer. Viel Schmerzliches liegt schon hinter ihm, als er mit fünfzehn Jahren Deutschland verlässt und nach England in die Fremde fährt. Nur die Mutter hatte Stefan zur Bahn bringen können; der Vater befand sich schon in Dachau. Selbst in England war die Sicherheit trügerisch - interniert, deportiert, endet seine Kindheit inmitten der australischen Wüste.

Wohin der Mensch gehört

Über die sorgenfreie Kinderzeit, die Stefan, Sohn eines jüdischen Rechtsanwalts, in seinem Elternhaus verbringt, fallen unheilvolle Schatten. Die grausame Kristallnacht wird dem Jungen zum bestimmenden Erlebnis. Der Sechzehnjährige flieht aus Deutschland, und die bitteren Jahre des Exils bedeuten für ihn Jahre der Bewährung. Wie der „Staatenlose“ in Holland umherirrt, wie er zweifelt und fehlt, wie er voller Erwartung von England nach Australien gelangt und welche Fülle von Erlebnissen und Begebenheiten der neue Kontinent für ihn birgt, davon erzählt dieser Roman. Viele Menschen treten in Stefans Leben: Da ist Albert, der Freund aus Deutschland, der dem verzweifelten Emigranten beratend zur Seite steht, da sind Bill und Jack, australische Arbeiter, die ihm weiterhelfen, da ist vor allem Ruth, die Stefan in aufrichtiger Liebe auf seinem schicksalhaften Wege folgt.

Der Fluch von Maralinga

Siebzehn Jahre hat Walter Kaufmann in der englischen Welt zugebracht, vorwiegend in Australien, wo er sich sein Brot als Arbeiter im Hafen und im Schlachthaus, als Obstpflücker und als Straßenfotograf verdiente. Während des Krieges gehörte er der australischen Armee an, und nach dem Kriege fuhr er als Heizer zur See. Die Länder und die Leute, die er beschreibt, kennt er aus eigener Anschauung; das gibt seinen Erzählungen Farbe und Lebendigkeit - ob es sich um das Schicksal australischer Eingeborener im „Fluch von Maralinga“ handelt, um die Liebe des Matrosen Keith zu Caroline im „Ruf der Inseln“ oder um Maria, ein „Mädchen von Neapel“, das, fast noch ein Kind, sich Fremden anbietet. Immer wieder gelingt es Walter Kaufmann, durch das Gestalten einer besonderen Begebenheit das Große und Umfassende des Lebens erkennen zu lassen; seine vielfältigen Erzählungen sind wie Fenster, durch die ein weites Panorama sichtbar wird.

Kreuzwege

Gestern noch war Ron Prentice Farmgehilfe in dem australischen Städtchen Haybrook - doch nach dem nächtlichen Zwischenfall kam es zum Bruch zwischen ihm und Ed Cox, dem stiernackigen Boss. Ron benutzt diese Gelegenheit, um der Enge des Elternhauses zu entfliehen und seinem Traum vom ungebundenen Seemannsleben näher zu kommen. Doch zunächst packt ihn die Wirklichkeit in einer Melbournner Großgarage hart an, ehe er gute Kameraden findet, Seeleute, die ihn als Kohlentrimmer auf einem Küstensteamer unterbringen. Das sind Kerle, die zusammenhalten, wie er es in seinem jungen Leben noch nicht kennengelernt hat. In der erregenden Atmosphäre der Großstadt trifft er Katharine Miles, die verwöhnte Tochter eines Architekten, die eine leidenschaftliche Zuneigung zu dem unverbrauchten, willensstarken, Seemann fasst. Katharine weiß, dass sie ihre Vergangenheit überwinden muss, wenn sie Rons Liebe erringen will. Wie stark ist aber diese Vergangenheit, die in der Gestalt des Dr. Jan Borowski in der Gegenwart ihrer Leidenschaft lebt?

Die Erschaffung des Richard Hamilton

Australien, Kuba, Süd- und Nordamerika, die bevorzugten Schauplätze von Walter Kaufmanns Storys, gelten als literarische Heimat des Exotismus, als Reservate der Abenteuerbücher und „Western“. Und der Leser von Kaufmanns Geschichten wird, was die Originalität der Erfindung, die Fülle an „unerhörten Begebenheiten“ und den buntfarbenen Hintergrund anbelangt, auch durchaus nicht enttäuscht. Aber dem Autor geht es nicht in erster Linie um ein fremdartiges Kolorit und um außergewöhnliche Ereignisse. Er schildert vielmehr das Abenteuerliche im Leben seiner Figuren als Bewahrungspunkt ihrer gesellschaftlichen Existenz, und er vermag noch in den sozialen Randgestalten die charakteristischen Probleme eines Landes sichtbar zu machen, weil er deren Dasein aus eigener Anschauung und aus eigenem Erleben kennt. Denn auch eine überdurchschnittliche Fantasie allein würde schwerlich ausreichen, um einen Schriftsteller in so viele Hüllen schlüpfen zu lassen. Sowenig nämlich die Ich-Erzähler dieser Storys mit Walter Kaufmann identisch sind, sowenig sind sie andererseits nur Produkt seiner Einbildungskraft.

Unter dem wechselnden Mond

In diesem Band sind achtzehn der besten Shortstories Walter Kaufmanns vereint, Geschichten aus dem buntfarbenen Milieu südlicher Inseln und Kontinente, Geschichten um See- und Schauerleute, Globetrotter und Outcasts. Diese Stories führen den Leser auf die Schauplätze einer weiten Welt, strahlend im Glanz kalter Lichter und voll unverhoffter Abenteuer. Das Abenteuerliche aber wird nicht um seiner selbst willen dargestellt, denn in außergewöhnlichen Situationen haben sich Charaktere zu bewähren. Und der Autor vermag noch in den Menschen am Rande der Gesellschaft Lebensfragen unserer Epoche deutlich zu machen.

Unterwegs zu Angela

Seit Angela Davis 1972 durch eine machtvolle internationale Solidaritätsbewegung vor lebenslanger Haft oder der Todesstrafe bewahrt werden konnte, verbinden sich in ihrer Person die politischen Linien zwischen den progressiven Basisbewegungen der 1960/70er Jahre und jenen der Ära des George W. Bush. Walter Kaufmann nimmt uns mit seiner 1973 verfassten Reportage mit auf eine Reise, die uns nicht nur Angela Davis als Person nahebringt, sondern durch die zeitgeschichtlichen Impressionen auch hilft, die Ereignisse um Angela Davis' politischen Prozess in ihrem historischen Kontext zu begreifen.

Am Kai der Hoffnung

Was uns an Walter Kaufmanns Geschichten so fesselt, ist nicht allein die ungewohnte Exotik der Südsee oder das, was wir oberflächlich oft als Seemannsromantik empfinden. Wer genauer hinsieht, erkennt: Das sind richtige Shortstories, nicht geschrieben um der Reize eines bunten Ansichtskartenmilieus willen. Die Exotik dieser Stories ist zwar farbig und in ihrer Farbigkeit zuweilen sogar krass, aber sie ist auch hart, bitter und ernst. Der Globetrotter Kaufmann erzählt hier von der einfachen, zärtlichen, guten und enttäuschten Liebe der Billys, Jacks und Johns, ihrem Leben als Seeleute, Docker und Farmer. Immer sind es Berichte von echten, sozial fest umrissenen Schicksalen, gelebt von Menschen, die sich ihrer Haut zu wehren haben gegen eine nicht immer gerade friedliche Natur und eine unbarmherzige gesellschaftliche Umwelt.

Entführung in Manhattan - Das verschwundene Hotel

Alles ging blitzschnell. Leon konnte sich nicht mehr losreißen. Ehe er überhaupt wusste, was los war, spürte er schon die Spitze des Messers zwischen den Schulterblättern. Zwei Jungen umklammerten ihn mit hartem Griff und schleppten ihn in einen dunklen, kalten Keller, ihr Versteck. So wird der elfjährige Leon von Jugendlichen entführt, und die Bande verlangt von seiner Mutter, einer Reinemachefrau, tausend Dollar Lösegeld. Nüchtern, sachlich, spannend erzählt Walter Kaufmann vom Leben der Menschen in der unerbittlichen, gierigen Großstadt New York.

Patrick

Ein Buch über Patrick, einen armen irischen Jungen in Belfast.

Kauf mir doch ein Krokodil

Walter Kaufmann geht dem Schicksal seiner Mutter nach, dem seiner Lehrer und Freunde aus der Kindheit. Als fünfzehnjähriger jüdischer Junge gelang es ihm, aus dem faschistischen Deutschland zu entkommen, während seine Adoptiveltern den Weg nach

Auschwitz gehen mussten. Als Erwachsener nach Berlin zurückgekehrt, stößt er auf Spuren seiner Vergangenheit. Nicht alle Geschichten des Buches folgen diesem Thema: Andere berichten von Erlebnissen auf Reisen, die der Autor als Seemann auf Frachtschiffen der DDR unternahm oder ihn als Berichterstatter nach London und New York führten.

Im Schloss zu Mecklenburg und anderswo

Die Wege des Erzählers führen um die Welt - von fernen australischen Küsten zu südamerikanischen und in die Karibik, von den großen Metropolen Tokio, New York, London und Berlin ins mecklenburgische Land. Und durch die Zeiten der fünfziger Jahre bis in die neunziger der deutschen Wende. Es sind Begebenheiten zur See und zu Lande, Erinnerungen an Menschenschicksale, so vielfältig und eigenartig wie die Schauplätze, die Walter Kaufmann zu meisterlicher Kurzprosa angeregt haben.

Gelebtes Leben

Wohin immer es Walter Kaufmann vor oder während der Arbeit an diesem Buch verschlagen hat, sei es auf Melville Island im fernen Norden Australiens, an die Ufer der Seine in Paris, ins israelische Arraba, an die baltische Ostseeküste oder an die Kreuzung zweier Highways im Staate New York, stets blieben im Netz seiner Erinnerung einmalige Begebenheiten, die zum Schreiben herausforderten. In diesem Geschichten-Kaleidoskop zeigt sich die Spannweite zwischen Region und weiter Welt, zwischen Vertrautem und Fremdem, zwischen kleinen Verhältnissen und exotischen Abenteuern, zwischen sozialer und künstlerisch-literarischer Erfahrung, die Walter Kaufmanns Werk schon immer auszeichnet.

Die Welt des Markus Epstein

Wie Perlen an einer Kette reiht Walter Kaufmann in diesem Buch 105 autobiografische Geschichten auf. Sie führen von seiner Heimatstadt Duisburg weit in die Welt des vergangenen Jahrhunderts. Menschen dreier Kontinente treten ins Licht - unverwechselbar alle uns so unterschiedlich wie die Länder ihrer Herkunft. Kaufmann, der mit jungen Jahren aus Nazideutschland floh, in Australien Soldat, Hafenarbeiter und Seemann war, Reporter in Irland, Israel und den USA, kannte sie alle - erkannte sie in ihrer Beschaffenheit und ihren Eigenheiten: Kinder und Greise, Schurken und Heilige, Gestrauchelte und Sieger, Männer der Seefahrt und der Arbeitswelt anderswo, und beherzte Frauen von großer Anmut und warmherziger Offenheit.

Voices in the storm

In this his first novel Walter Kaufmann tells with stark realism the story of a group of underground fighters against Hitler. Woven into the heroic pattern of struggle and resistance, is the life story of a Jewish boy who sees his family disintegrating before the

onslaught of Hitler's thugs. With the passion of one who has lived through many of the events described in *Voices in the Storm*. Walter Kaufmann presents an unforgettable picture of the face of fascism. Written in this country, the novel is a living link between the turbulent days of the thirties in Germany and Australia, raising anew problems we hoped had belonged to the past.

Beyond the green world of childhood

This collection of reminiscences traces the impact of the coming to power of the Nazis as seen through the eyes of a boy and youth. His friend Georg's question, "Why do the Nazis hate the Jews?" comes as an electric shock to Stefan, for though he had subconsciously felt it, not till that moment did he consciously think about it. The boys were then eleven years old. The twenty-six stories form a pattern-first the halcyon childhood memories of home, the first important boyhood friendship and the growing awareness of the horrors of Nazism; the parting from all that life holds dear-the departure into the unknown.

Weitere Informationen unter <http://www.ddrautoren.de>